

Gesellschaftliche Umbrüche als Testfall soziologischer Theorie

Mayntz, Renate

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mayntz, R. (1996). Gesellschaftliche Umbrüche als Testfall soziologischer Theorie. In L. Clausen (Hrsg.), *Gesellschaften im Umbruch: Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995* (S. 141-153). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-140746>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Gesellschaftliche Umbrüche als Testfall soziologischer Theorie

Renate Mayntz

Ob das unsrige tatsächlich in besonderem Maße ein Zeitalter des Umbruchs ist, könnte man mit Blick auf die Weltgeschichte bezweifeln. Unzweifelhaft ist jedoch, daß wir von solchen Umbrüchen immer wieder überrascht werden und uns als Soziologen dann mit unserem Wissensanspruch professionell in Zweifel gezogen fühlen. Typisch war hier die Mischung aus Selbstvorwurf und Apologetik, mit der Sozialwissenschaftler auf den Zusammenbruch der ehemals sozialistischen Staaten und speziell der DDR reagiert haben. Aber warum sollten unvorhergesehene gesellschaftliche Umbrüche bei uns eigentlich Schuldgefühle hervorrufen? Sollten wir sie denn vorhersagen können?

Diese Frage wird bejahen, wer die Vorhersagbarkeit gesellschaftlicher Ereignisse nach der Manier der analytischen Wissenschaftstheorie als gegeben ansieht, sofern wir im Besitz einer nomologischen Verallgemeinerung vom Typ »Wenn A (oder auch A plus B plus C) – dann X« und in Kenntnis der Tatsache sind, ob A (oder A plus B plus C) gegeben ist oder nicht. Wenn dann ein gesellschaftlicher Umbruch entgegen einer nach diesem Muster gebildeten Stabilitätserwartung auftritt, dann hat eben die Wirklichkeit unsere Hypothese falsifiziert – was aber kein Anlaß für Schuldgefühle, sondern eine begrüßenswerte Chance zum Lernen wäre.

Die Wende in der DDR hat allerdings keine (irrig) Theorie falsifiziert. Die Stabilitätserwartung, die die Wende enttäuschte, basierte meist nicht auf durchdachten sozialwissenschaftlichen Annahmen.¹ Die bald danach ins Kraut schießenden Versuche rückblickender Erklärung haben den Eindruck entstehen lassen, als hätten wir, wenn die bundesdeutschen Sozialwissenschaftler sich nur für die Vorgänge im deutschen Nachbarstaat mehr interessiert hätten und besser darüber informiert gewesen wären, das, was dann geschah, ohne weiteres vorhersagen können. Unser Überraschtsein wäre dann nicht die Folge einer falschen Theorie, sondern der Tatsache gewesen, daß wir gar nicht die richtige Frage ge-

stellt hatten – wie offensichtlich jene Kritiker vermuten, für die vermeidbare Ignoranz und schlichtes Desinteresse erklären, warum der gesellschaftliche Zusammenbruch der DDR nicht vorhergesehen wurde. Ich möchte demgegenüber behaupten, daß die Erwartung, wir hätten dieses Ereignis vorhersagen können sollen, selber verfehlt ist, weil wir als Sozialwissenschaftler Makrophänomene wie gesellschaftliche Umbrüche grundsätzlich nicht aufgrund theoretischer Ableitungen vorhersagen können.

Diese Behauptung ist radikaler als die leicht zugegebene *praktische* Unfähigkeit zur Prognose, die aus der Tatsache resultiert, daß wir vielfach empirisch nicht feststellen können, ob in einer gegebenen historischen Situation die postulierten Anfangsbedingungen eines nomologischen Zusammenhangs vorliegen oder nicht – ob etwa ein bestimmtes Niveau an Unzufriedenheit oder die Bereitschaft zur blutigen Repression vorhanden sind oder nicht. Alle nachträglichen Erklärungen der Ereignisse von 1989/90, die wir heute angeboten bekommen, hätten als theoretisch basierte Voraussagen praktisch an der mangelnden Information über derartige Voraussetzungen scheitern können. Damit ist aber noch nicht in Zweifel gezogen, daß gesellschaftliche Umbrüche als Ganze prinzipiell theoriefähige Ereignisse sind, deren Auftreten einem allgemeinen »sozialen Gesetz« folgt. Genau das möchte ich in meinem Referat in Frage stellen.

Gesellschaftliche Umbrüche sind ein besonderer Typus sozialer Diskontinuitäten (Mayntz 1988); es sind rapide ablaufende, tiefgreifende (radikale) Veränderungen auf der Makroebene, die zugleich auch die tieferliegenden Systemebenen (Meso, Mikro) involvieren – Merkmale, die keineswegs generell für sozialen Wandel gelten. In der Sprache früherer Diskussionen handelt es sich bei gesellschaftlichen Umbrüchen um einen (schlagartigen) Wandel *des* Systems, und nicht bloß um Wandel *im* System. Soziale Diskontinuitäten gibt es auch auf niedrigeren Systemebenen bzw. in gesellschaftlichen Teilbereichen, wo sie auch geregelt ablaufen können (und dann auch bedingt vorhersagbar sind); eine langfristig geplante Firmenauflösung (statt eines Firmenzusammenbruchs) oder ein allgemeinen Wahlen folgender Regierungswechsel zur bisherigen Opposition (statt eines Putsches) sind einschlägige Beispiele. Gesellschaftliche Umbrüche sind demgegenüber als vielleicht von manchen Akteuren gewünschte und aktiv betriebene, aber insgesamt ungeplant auftretende Makrophänomene eine besondere Art von Ereignissen, die der Bildung einer nomologischen Theorie eine Reihe identifizierbarer Schwierigkeiten entgegensetzen.

An erster Stelle zu nennen ist die offensichtliche Tatsache ihrer Seltenheit und Komplexität. Es gibt soziale Diskontinuitäten auf der Mikro- und Mesoebene, die – wie z. B. Ehescheidungen und Firmenzusammenbrüche – wesentlich häufiger sind als gesellschaftliche Umbrüche, von denen es in Deutschland im ganzen

20. Jahrhundert vielleicht nur vier gegeben hat (1918, 1933, 1945, 1989). Ehen und Firmen sind zugleich als soziale Phänomene unbestreitbar weniger komplex als Gesellschaften: Sie haben weniger Elemente, weniger Systemebenen und Typen von Untereinheiten, und ihre Struktur läßt sich in weniger Dimensionen beschreiben.² Ihrer Art und Verursachung nach komplexe Phänomene, die nur in beschränkter Fallzahl vorkommen, sind aber bekanntlich kein geeigneter Gegenstand für die Suche nach verallgemeinerbaren Variablenzusammenhängen – der in der Soziologie weithin geltenden Normvorstellung induktiv-generalisierender Theoriebildung

Aus der Unmöglichkeit, statistische Analyseverfahren auf seltene Makrophänomene anzuwenden, muß man nicht gleich den Schluß ziehen, gesellschaftliche Umbrüche könnten nur ein Gegenstand für Deskriptionen sein, für ein idiographisches anstelle eines nomothetischen Vorgehens. Charles Ragin (1987) etwa hat mit Bezug auf die international vergleichenden Analysen von Autoren wie Rokkan und Tilly und unter Rückgriff auf die Boolesche Algebra eine formale Methode entwickelt, um auch bei Vorliegen weniger Fälle verallgemeinerbare Ursachen z. B. von Bauernaufständen zu ermitteln. Ragin vergleicht dabei den Effekt verschiedener Kombinationen mehrerer dichotomisierter Faktoren auf die ebenfalls dichotom erfaßte abhängige Variable und ermittelt dann schrittweise die entscheidende Komponente bzw. Faktorenkombination. Die Methode ist nicht quantitativ, erlaubt aber Generalisierungen, und das in hypothetischer Form selbst dann, wenn nicht alle logisch möglichen Kombinationen der berücksichtigten Faktoren empirisch auffindbar sind. Sollte sich ergeben, daß der fragliche Effekt nur bei einem Teil der Fälle mit einer bestimmten Faktorenkombination auftritt, ist das für Ragin der Hinweis, daß es noch einen bislang vernachlässigten, zwischen diesen Fallgruppen differenzierenden und letztlich ausschlaggebenden Faktor geben muß.

Diese Annahme setzt implizit eine bestimmte Kausalstruktur voraus. Ragins Faktorenkombinatorik berücksichtigt zwar die Existenz multipler Kausalität,³ nicht jedoch die Möglichkeit, daß aus gleichartigen Ausgangsbedingungen verschiedene Ergebnisse erwachsen. Genau das ist in der sozialen Wirklichkeit oft der Fall, läßt sich aber weder mit Ragins sogenannter Truth Table noch durch statistische Kovarianzen, sondern nur durch eine Analyse der Prozesse selbst herausfinden.

Genaugenommen gilt das allerdings auch für häufige Mikrophenomene wie Ehescheidungen. Wenn man findet, daß Ehescheidung positiv mit einem niedrigen Heiratsalter und religiöser, bildungs- und herkunftsmäßiger Inhomogenität der Ehepartner korreliert, dann sagt dies lediglich etwas über einige dieses Ereignis begünstigende Umstände aus. Zum gleichen Ergebnis führende alternative

Verläufe werden auf diese Weise nicht sichtbar, und funktionelle Äquivalenz (d.h. wenn verschiedene Ursachen(komplexe) dieselbe Wirkung erzeugen) tritt nur als statistische Störgröße auf. Sämtliche möglichen Verursachungskonstellationen werden einheitlich als probabilistische Beziehungen zwischen einzelnen unabhängigen und der abhängigen Variablen abgebildet; die Prozeßdynamik, die bei gleichen Ausgangsbedingungen einmal zur Ehescheidung führen kann und ein anderes Mal nicht, wird dabei nicht sichtbar. Dies für den Einzelfall zu rekonstruieren, hält der Soziologe nicht für seine Aufgabe – völlig zu Recht, denn das würde ihn ins Gebiet der Psychologie führen. Immerhin bieten bei häufigen Mikroereignissen vergleichende Längsschnittstudien die Möglichkeit, einige generalisierungsfähige Prozeßmerkmale auch empirisch-statistisch zu erfassen (Blossfeld et al. 1986).

Bei seltenen Makrophänomenen scheiden sowohl statistische Quer- und Längsschnittanalysen aus. Deswegen sind jedoch, so meine These, Einzelfallstudien komplexer Makrophänomene keineswegs eine bloße Notlösung, sondern ganz im Gegenteil die ihnen *angemessene* Methode, die sowohl ein hohes Erklärungspotential besitzt als auch theoretisch fruchtbar ist. Es ist nämlich nicht die Seltenheit, sondern die Beschaffenheit komplexer Makrophänomene, die es aussichtslos erscheinen läßt, sie zum Gegenstand eines nach dem Muster der analytischen Wissenschaftstheorie gebildeten »sozialen Gesetzes« zu machen. Je komplexer das Phänomen seiner Art und Genese nach ist, umso weniger läßt sich mit einer beschränkten Zahl von unabhängigen Variablen erklären. Insbesondere ein gesellschaftlicher Umbruch ist ein derart kontingentes Ereignis, daß wir es nur erklären können, wenn wir es als Ergebnis eines komplexen Prozesses rekonstruieren – was in diesem Fall, anders als bei Ehescheidungen und ähnlichen Mikroereignissen, auch nicht verlangt, sozialwissenschaftlichen Boden zu verlassen. Andererseits eröffnet gerade die Prozeßrekonstruktion eigenständige Erkenntnischancen, die zu einem besonderen Typus theoretischer Verallgemeinerung führen. Diese Chancen liegen in der Thematisierung genau jener prozessualen Aspekte, die bei der quantitativ-statistischen Analyse ebenso wie bei Ragins formaler Faktorenkombinatorik ausgespart bleiben (müssen).

Die hohe Kontingenz – und das heißt Unbestimmtheit – gesellschaftlicher Umbrüche hat viele Ursachen, von denen ich zwei mir besonders wichtig erscheinende hervorheben will. Eine von ihnen liegt in der Tatsache, daß gesellschaftliche Umbrüche nicht nur selber soziale »Phasensprünge« sind, sondern daß sie ihr Entstehen auch in besonders hohem Maße nichtlinearen Prozessen verdanken. Typische Phänomene nichtlinearer Dynamik sind abrupte Trendwenden, Eskalationen und chaotische Fluktuationen (vgl. Mayntz 1988). Im Mikrobereich sozialen Verhaltens treten sie etwa als sich plötzlich beschleunigende

Mobilisierungsprozesse, aber auch als »frame switch«, als unvermittelt umschlagende Situationsdefinitionen und Interaktionsorientierungen auf; all dieses hat bei der Wende in der DDR eine wichtige Rolle gespielt. Das Umschlagen derartiger Prozesse folgt einer abstrakt formulierbaren Logik, hängt aber im konkreten Fall von zahlreichen Faktoren ab, die – zum guten Teil äquivalente – hemmende bzw. begünstigende Wirkungen haben. Da bei nichtlinearen Mobilisierungsprozessen bereits eine geringfügige Variation in den Ausgangs- und Kontextbedingungen – z. B. ein minimaler Einfluß von außen, die geringfügige Verzögerung einer Intervention oder kleine Verschiebungen im Verteilungsprofil bestimmter Handlungsbereitschaften in der Bevölkerung – darüber entscheidet, ob etwa eine Protestbewegung selbstverstärkend wird oder nicht, diese Tatsache jedoch für das Makroereignis, den gesellschaftlichen Umbruch, von erheblicher Tragweite sein kann, wird auch der Umbruch selbst hochgradig kontingent.⁴ Ähnliches gilt für nichtlineare Prozesse des Institutionenwandels bzw. des Strategiewechsels korporativer Akteure. Hier folgt oft auf eine lange Phase der Wandlungsresistenz bzw. des Routinehandelns fast schlagartig eine tiefgreifende Veränderung, wobei sowohl das Ob wie das Wann dieses Umschlags von ähnlich vielen Kontextfaktoren abhängt wie das lawinenartige Anschwellen eines Mobilisierungsprozesses. Das für Zeitpunkt und Ablauf der Wende in der DDR mit ursächliche Verhalten der SED im Herbst 1989 kann als Beispiel solcher Prozesse des Institutionenwandels dienen, die von Crozier (1964) frühzeitig analysiert wurden.

Die wohl entscheidende Schwierigkeit, Regelmäßigkeiten in der Genese gesellschaftlicher Umbrüche zu entdecken, liegt aber weniger im nichtlinearen Charakter vieler daran beteiligter Prozesse als vielmehr in der Tatsache, daß sich verschiedene Teilprozesse überschneiden und sich dabei auf mehr oder weniger zufällige Weise beeinflussen. Wenn sie sich gegenseitig verstärken, entsteht das, was der Althistoriker Demandt als die Trichterstruktur historischer Prozesse bezeichnet: verschiedene Kräfte tendieren zunehmend in dieselbe Richtung, die Spielräume verengen sich, der Prozeß wird zwangsläufig, und am Ende erfolgt »ein Sprung, ein Grenzübergang« (Demandt 1994: 267). In anderen Fällen können Prozesse, die gleichzeitig auf verschiedenen Systemebenen bzw. in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen ablaufen, sich gegenseitig blockieren bzw. in ihrer Richtung verändern. Die Teilprozesse sind eigenständige Handlungsketten, die in getrennten Handlungssystemen ablaufen, können aber wechselseitig füreinander wichtige Randbedingungen verändern, d. h. sie sind parametrisch miteinander verknüpft. Das gilt für die Einflüsse ökonomischer Prozesse auf das Gesundheits- oder das Wissenschaftssystem ebenso wie für das Zusammenspiel von Prozessen kollektiven Verhaltens, strategischer Interaktion und politischer

Steuerung. Für das Auftreten oder Ausbleiben eines gesellschaftlichen Umbruchs kann die Interferenz dieser verschiedenartigen Prozesse entscheidend sein. Je nachdem, an welchem Punkt im Verlauf eines Mobilisierungsprozesses steuernd interveniert wird bzw. wann in einem politischen Entscheidungsprozeß die sich steigende Unzufriedenheit der Bevölkerung wahrgenommen und ins Kalkül einbezogen wird, kann ein Umbruch verhindert werden oder nicht. Die Interferenz verschiedener Prozesse folgt dabei selbst in vielen Fällen keiner Regel – umso weniger, je seltener eine bestimmte Konjunktion vorkommt. In dem berühmten Alltagsbeispiel des Mannes, der von einem herabfallenden Dachziegel erschlagen wird, gibt es sowohl gute Gründe, warum der Ziegel zu einer bestimmten Zeit vom Dach fällt, und es gibt gute Gründe, warum der Mann zu besagtem Zeitpunkt die Straße darunter passiert, aber das Zusammentreffen von beidem ist (außer für einen allwissenden Beobachter, der beide Prozesse im Blick hat) zufällig – ein rein koinzidentielles Zusammenwirken, für das Boudon (1984: 168, 183) die Bezeichnung Cournot-Effekt eingeführt hat. Koinzidentielle Effekte aber sind nicht vorhersagbar. Das eben Gesagte wird sehr gut auch durch Katastrophen in großtechnischen Systemen illustriert, zu deren typischer Ursachenkonstellation das nicht antizipierte Zusammentreffen von verschiedenen äußeren Ereignissen und technischen wie menschlichen Fehlern gehört – Ereignisse, die sich getrennt voneinander ablaufenden Kausalketten verdanken und nur zufällig so zusammentreffen, daß sie miteinander interagieren (vgl. etwa Perrow 1984).

Wenn Prozesse durch das Auftreten oder Ausbleiben von Eskalationen, durch Umschläge und Koinzidenzen bestimmt werden, sind ihre Ergebnisse pfadabhängig, d. h. sie fallen unterschiedlich aus, je nachdem welchen Fortgang der Prozeß an bestimmten Verzweigungspunkten nimmt, an denen alternative Wege offenstehen, ein bestimmter Schritt mithin möglich, aber nicht zwangsläufig ist. Die Realisierung einer bestimmten Alternative an solchen Verzweigungspunkten bestimmt dann, was sich im nächsten Schritt für Entwicklungsmöglichkeiten öffnen. Handlungstheoretisch formuliert heißt das, daß vergangene Entscheidungen die künftigen Optionen bestimmen.⁵ Die Geschichte technischer Entwicklungen, aber auch komplexe Entscheidungsprozesse, an denen zahlreiche Instanzen nacheinander beteiligt sind, illustrieren die Pfadabhängigkeit sozialer Prozesse besonders gut. Die Verzweigungspunkte können Situationen sein, die ihrer Eigenart nach eine Wahl zwischen alternativen Handlungen zulassen bzw. ein »window of opportunity« bieten, das genutzt werden oder ungenutzt bleiben kann. Handeln in »offenen« Situationen erscheint uns nicht-determiniert – und kann im Rahmen einer soziologischen Theorie auch nicht anders behandelt werden. Weniger handlungstheoretisch formuliert sind Verzweigungspunkte in

sozialen Prozessen, jene Punkte, an denen koinzidentielle Einflüsse wirksam werden bzw. an denen es an dem berühmten seidenen Faden hängt, ob jene minimale Veränderung in der Faktorenkonstellation stattfindet, die dafür ausschlaggebend ist, ob ein nichtlinearer Prozeß die kritische Schwelle überschreitet oder nicht. Bei Pfadabhängigkeit sind unterschiedliche Prozeßergebnisse gleicherweise plausibel auf ein- und dieselbe Ausgangssituation zurückzuführen. Oder in den Worten von William James: »There is at all times enough past for all the different futures in sight, and more besides, to find their reasons in it, and whichever future comes will slide out of that past as easily as the train slides by the switch« (zitiert von Pickering 1993: 559).

In der Genese und im Verlauf von Umbruchprozessen ist die Pfadabhängigkeit möglicherweise besonders hoch. Aus diesem Grund ist die Kontingenz gesellschaftlicher Umbrüche – ähnlich wie von Kriegsausbrüchen – besonders augenfällig. In der unruhigen Periode eines Regimewechsels, wenn die alte Ordnung nicht mehr greift und eine neue noch nicht etabliert ist, kann das Handeln Einzelner oder kleiner Gruppen einen Einfluß gewinnen, der in stabilen Phasen unmöglich wäre, und das heißt, daß das Bündel möglicher Entwicklungspfade in solchen Perioden größer ist als sonst. Was etwa wäre in der DDR geschehen, wenn die alte Führungsriege von sich aus auf Perestroika umgeschaltet hätte, wenn am 9. Oktober 1989 in Leipzig der Befehl gegeben und befolgt worden wäre, auf die Demonstranten zu schießen, wenn an jenem berühmten 9. November die Grenze nicht geöffnet worden wäre? Fragen dieser Art – was wäre gewesen, wenn – haben die Menschen immer interessiert und zu allen möglichen spekulativen Alternativkonstruktionen der Geschichte veranlaßt. Mit Sicherheit können wir nur sagen, daß selbst im Fall der exogen fast überdeterminiert erscheinenden Wende in der DDR eine andere Weichenstellung an den genannten Punkten den Prozeß anders hätte verlaufen lassen und sich auch in seinem Ergebnis niedergeschlagen hätte. Die Sozialwissenschaften sind vor allem dort prognosefähig, wo das Handeln der Akteure institutionell bestimmt ist – und genau diese Voraussetzung entfällt (fast definitionsgemäß) in Umbruchzeiten.

Die Unbestimmtheit des Ergebnisses pfadabhängiger Prozesse heißt nicht, daß ihr Verlauf völlig beliebig wäre. Auch pfadabhängige Prozesse sind allemal kausal bestimmt, und ihre einzelnen Schritte folgen oft erkennbaren Regeln. Je komplexer jedoch ein Makroprozess aus Teilprozessen zusammengesetzt ist, desto weniger läßt er sich in seiner Gesamtheit als einer Regel folgend interpretieren.⁶ Insbesondere Cournot-Effekte treten umso eher auf, je differenzierter und kausal verflochtener ein System ist. Das läßt sich unmittelbar auf unsere modernen Gesellschaften anwenden und hat jüngst in der philosophischen Diskussion

um das von Jonas propagierte »Prinzip Verantwortung« eine große Rolle gespielt (vgl. Weyma Lübbe 1994, Hermann Lübbe 1994). In unserer immer komplexer gewordenen Gesellschaft erzeugt unser Tun und Unterlassen permanent vom bisher Regelmäßigen abweichende, neue Wirkungen, die die Gültigkeit bisheriger Erfahrungsregeln in Frage stellen. Je dynamischer, turbulenter und verflochtener das Ganze wird, umso weniger wird, was wir vorhersehen und als nomologische Verallgemeinerung formulieren können. »In Wahrheit sind Vorgänge zivilisatorischer Evolution ... Resultanten kontingenter Interferenz kausaler Prozesse, sie folgen daher gesamthaft keiner bekannten Gesetzmäßigkeit, sind vielmehr singular, nicht prognostizierbar ... irreversibel und unbeschadet erkennbarer Gerichtetheit ... nicht zielgerichtet« (Hermann Lübbe 1994: 300).

Dies ist nun eigentlich für Soziologen keine Neuigkeit; Norbert Elias (1977) hat z. B. ganz Ähnliches formuliert. Vielleicht aber ist dieser Tatbestand der Grund, weshalb eine auf nomologische Verallgemeinerungen erpichte Disziplin sich mehr und mehr von der Analyse welthistorischer Prozesse entfernte, die die Klassiker der Soziologie noch vordringlich interessierten. Der Siegeszug einer Methodologie, die sich an den Naturwissenschaften bzw. dem Ideal einheitswissenschaftlicher Prinzipien orientiert, hat nach und nach den Anspruch der Soziologie, Theorien gesellschaftlicher Entwicklung auszuarbeiten, zurückgedrängt, und diese Aufgabe mehr und mehr den Historikern überlassen, die für ihre Erklärungen keine Generalisierbarkeit beanspruchen (Schröder 1994: 7,9). Komplexe Makrophänomene und zumal Makroprozesse widerstehen dem Bemühen, sie auf möglichst einfache, gewissermaßen grundlegende Zusammenhänge zurückzuführen. Dieses weithin akzeptierte Ziel soziologischer Arbeit verlangt kognitive Reduktion: Ein Zeichen dafür ist der Gebrauch der *Ceteris-paribus*-Klausel, die bei generalisierenden Aussagen prinzipiell mitgedacht, aber fast nie theoretisch aufgelöst wird. Bei komplexen Makrophänomenen ist der Zusammenhang zwischen einzelnen als unabhängig gedachten Variablen und dem als abhängige Variable gedachten Tatbestand – etwa einem gesellschaftlichen Umbruch – jedoch hochgradig von den zwischen ihnen vermittelnden prozessualen Mechanismen abhängig; sie müßte man spezifizieren, um das Prozeßergebnis erklären zu können. Die *Ceteris-paribus*-Klausel ist gewissermaßen eine kognitive Black Box, die sowohl unspezifizierte Faktoren wie ihre prozessuale Verknüpfung enthält; erst ihre Auflösung kann wirklich *erklären*, warum geschehen mußte, was geschah. Je wichtiger der Inhalt dieser Black Box für das Auftreten des Ereignisses ist – und das abzuschätzen erlaubt bereits die erklärende Rekonstruktion eines einzigen Falles – umso unbefriedigender muß der Versuch bleiben, aus hochgradig kontingenten Makrophänomenen eine – entsprechend wenig erklärungskräftige – allgemeine Regel abzuleiten.

Oder anders formuliert: Das für das Selbstverständnis einer nomothetischen Wissenschaft zentrale Ziel, nicht nur zu beschreiben, sondern zu erklären, wird im Fall komplexer Makrophänomene durch kognitive Reduktion eher verfehlt als erreicht. Es kommt hier ganz im Gegenteil darauf an, die kybernetische Norm der ›requisite variety‹ zu befolgen, anstatt durch theoretische Unterkomplexität das Erklärungsziel einer komplexen sozialen Wirklichkeit gegenüber zu verfehlen.⁷

Auch die Analyse von einzelnen komplexen Ereignissen erlaubt jedoch – das war der zweite Teil meiner These – kumulativen Wissensgewinn, wenngleich nicht in Form übergreifender »Gesetze«, denen ihr Auftreten folgte. Wichtig – und möglich – ist vor allem die Identifikation einzelner kausaler Mechanismen⁸ und potentiell wiederholbarer (»typischer«) Konstellationseffekte. Entsprechende Theoriemodule, die teils empirisch-induktiv, teils eher axiomatisch-deduktiv (logisch) gewonnen wurden, finden sich in so großer Zahl in der sozialwissenschaftlichen Literatur, daß hier wenige Beispiele genügen. Max Webers Idealtypen, vor allem seine Richtigkeitstypen (wie derjenige der bürokratischen Herrschaft) gehören ebenso zu ihnen wie Simmels Konstellation des *Tertius gaudens* und der von Elias im Rahmen seiner Zivilisationstheorie dargestellte Königsmechanismus. Bei gesellschaftlichen Umbrüchen spielen u. a. Prozesse selbstverstärkender Mobilisierung auf der Mikroebene massenhaften, nichtkoordinierten Individualverhaltens (z. B. Granovetter 1978) eine wichtige Rolle, wie auch die eigendynamische Aufschaukelung von Terrorismus und staatlicher Repression, die auf wechselseitiger Stimulierung beruht (Mayntz/Nedelmann 1987). Eine Reihe relevanter Konstellationseffekte, die sich aus strategischer Interdependenz ergeben können, werden von der Spieltheorie modelliert; so erklärt etwa das Gefangenendilemma, wie eine bestimmte Art der Interdependenz bei mangelnder Kooperation zu suboptimalen Ergebnissen führt. Ein solcher Konstellationseffekt liegt auch der »tragedy of the commons« (Hardin 1968) zugrunde, die zur Erosion lebenswichtiger Ressourcen führen muß, ohne daß egoistisch-rational handelnde Individuen dem entgehen könnten. Das Entstehen systemgefährdender negativer Externalitäten ist dagegen oft die Wirkung einer Konstellation, bei der unerwünschte Handlungsfolgen nicht zugleich negativ auf ihre Erzeuger zurückwirken, wofür nicht nur die Umweltforschung wohlbekannte Beispiele liefert.

Fragt man umgekehrt nach Mechanismen der Störungsbewältigung (oder des *coping*, vgl. Schimank und Stucke 1994), die Umbrüchen entgegenwirken könnten bzw. die durch ihr Versagen gerade dazu beitragen, dann ist die Policyforschung eine reiche Quelle. So kennen wir etwa die Voraussetzungen für den erfolgreichen Einsatz von Verboten oder von Anreizen zur Verhaltenssteuerung

und die solidarisierende Wirkung einer äußeren Bedrohung. Wir wissen, daß die frühzeitige Öffnung von Entscheidungsprozessen für Betroffene die Wahrscheinlichkeit späteren Protests senkt, und daß die strukturelle Trennung zwischen der Suche nach sachlicher Problemlösung und der Lösung von Verteilungskonflikten die Chance kooperativer Problemlösung erhöht. Wir kennen die stabilisierende gesellschaftliche Funktion nach innen verpflichtungsfähiger und nach außen artikulationsfähiger Interessenverbände – und die Bedeutung der Elitenzirkulation für die Responsivität der je Herrschenden.

Die Aufzählung könnte fortgesetzt werden, macht aber schon jetzt zweierlei deutlich, nämlich erstens, daß wir tatsächlich über ein großes theoretisches Instrumentarium für eine gewissermaßen modular vorgehende Analyse gesellschaftlicher Makrophänomene verfügen, und zweitens, daß diese Sammlung von qualitativen Generalisierungen vielleicht ein nützlicher Werkzeugkasten für Ad-hoc-Erklärungen ist, aber keine zusammenhängende Theorie bildet. Um darüber hinauszukommen ist es nötig, auch über das *Zusammenspiel* verschiedener Prozesse, verschiedener Mechanismen und Konstellationseffekte allgemeine Aussagen zu machen. Das theoretische Potential der qualitativen Sozialforschung über gesellschaftliche Makrophänomene ist noch nicht hinreichend ausgeschöpft, wenn wir z. B. eine Theorie sozialer Bewegungen (bzw. kollektiven Verhaltens) *und* eine Theorie politischer Steuerung haben, aber beide Arten sozialer Prozesse nicht systematisch in Beziehung zueinander setzen können. In Köln untersuchen wir seit Jahren das Zusammenspiel von politischer Steuerung und gesellschaftlicher Selbstorganisation in bestimmten Politiksektoren und haben daraus inzwischen auch eine Reihe von über den Einzelfall hinausgehenden Aussagen gewonnen (Mayntz/ Scharpf 1995). Sie formulieren, ähnlich wie im Fall der Aussagen über Mechanismen und Konstellationseffekte, weniger empirische Regelmäßigkeiten als vielmehr empirische Möglichkeiten – und die kontingenten Voraussetzungen ihres Auftretens. Diese Aussagen führen am Ende zu keinem »sozialen Gesetz« und lassen sich nicht in wenigen Sätzen resümieren. Das gilt auch für die thematisch einschlägigeren Ergebnisse verschiedener Arbeiten zum Übergang von autoritären zu demokratischen Regimen (O'Donnell et al. 1986). Auf dem Wege einer synthetisierenden Sekundäranalyse ließen sich ähnlich generalisierende Aussagen auch aus den immer zahlreicheren empirischen Monographien zur Transformation ehemals sozialistischer Staaten herausdestillieren.

Gesellschaftliche Umbrüche sind also, um zur Leitfrage dieses Referats zurückzukehren, *begrenzt* theoriefähig: Sie erlauben keine Formulierung eines allgemeinen »Gesetzes«, aber aus ihrer Analyse läßt sich trotzdem ein über den Einzelfall hinaus gültiges Wissen gewinnen. Die Voraussetzung dafür ist, daß man sich nicht mit einer probabilistischen Input-output-Korrelation von Aus-

gangsbedingungen und Ergebnissen zufrieden gibt, deren Erklärungswert bei komplexen Makrophänomenen recht gering ist, sondern daß man die Black Box des beide kontingent verbindenden Prozesses öffnet. Was damit an theoretischen Einsichten zu gewinnen ist, befähigt uns zwar nicht, einen bestimmten gesellschaftlichen Umbruch (oder sein sicheres Ausbleiben) vorherzusagen. Wir könnten so aber Einsichten in die Gefährdungen moderner Gesellschaften gewinnen, die wie eine Art Frühwarnsystem auf Entwicklungen mit möglicherweise destabilisierenden Folgen aufmerksam machen. In einer durch Komplexität, Nichtlinearität und Interferenz gekennzeichneten Welt könnte ein solches Wissen unser praktisches Handeln besser lenken als noch so viele probabilistische Aussagen über isolierte Kovarianzen.

Anmerkungen

- 1 Eine Ausnahme ist Goldstone (1993: 128).
- 2 Deshalb müßten auch mehrere Indikatoren herangezogen werden, um festzustellen, ob überhaupt ein gesellschaftlicher Umbruch vorliegt.
- 3 Multiple Kausalität ist entweder additiv (die Wirkungsquanten addieren sich einfach) oder konjunktiv (eine Ursache – z. B. die politisch stabilisierende Wirkung einer demokratischen Verfassung – hat nur im Beisein ganz bestimmter zusätzlicher Umstände eine bestimmte Wirkung). Schon bei John Stuart Mill finden sich Überlegungen zur additiven Multikausalität. Im 19. Jahrhundert verwies Johannes von Kries mit den Konzepten der adäquaten Ursache und der begünstigenden Umstände auf das, was hier konjunktive Kausalität genannt wird (Lübbe 1993).
- 4 Ich halte es insofern mit dem von Goldstone (1993: 129-132) kritisierten Keddie (1992), der eine ähnliche Position vertritt.
- 5 Daß ein Prozeß pfadabhängig ist, sagt noch nichts über sein Ergebnis, auch wenn das in der Ökonomie anders verstanden wird, wo man sich unter diesem Begriff speziell für Prozesse interessiert, die zu stabiler Suboptimalität führen; vgl. z. B. David (1985).
- 6 Im Gegensatz zur in der analytischen Wissenschaftstheorie behaupteten Anwendbarkeit des Hempel-Oppenheim-Modells auf historische Erklärungen betont Demandt (1994: 279), nach diesem Modell seien nur wiederholbare Vorgänge erklärbar.
- 7 Darin kein Ableiten in »bloße Geschichtsschreibung« zu sehen setzt voraus, daß man nicht der Regularitätstheorie der Kausalität anhängt. In der Gleichsetzung von »historisch« mit »beschreibend« und »generalisierend« mit »erklärend« steckt als Prämisse die Gleichsetzung von Kausalität mit Gesetzmäßigkeit, eine Vorstellung, die u. a. von Lorenz Krüger (1994) kritisiert wird.
- 8 Ich spreche lieber von Mechanismen als von Zusammenhängen, um die Vorstellung einfacher Wenn-Dann-Aussagen zu vermeiden und den prozessualen Charakter des Aussageinhalts zu unterstreichen.

Literatur

- Blossfeld, Hans-Peter/Alfred Hamerle/Karl Ulrich Mayer (1986), Ereignisanalyse. Statistische Theorie und Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main.
- Boudon, Raymond (1984), *La place du désordre. Critique des théories du changement social*. Paris.
- Crozier, Michel (1964), *The Bureaucratic Phenomenon*. Chicago.
- David, Paul A. (1985), Clio and the Economics of QWERTY. In: *American Economic Review* (75): 332-337.
- Demandt, Alexander (1994), Zur Trichterstruktur historischer Prozesse. In: Weyma Lübbecke (Hg.): *Kausalität und Zurechnung*. Berlin: 265-288.
- Elias, Norbert (1977), Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: *Zeitschrift für Soziologie* (6): 127-149.
- Goldstone, Jack A. (1993), Why we could (and should) have foreseen the revolutions of 1989-1991 in the U.S.S.R and Eastern Europe. In: *Contention* (2): 127-152.
- Granovetter, Mark (1978), Threshold Models of Collective Behavior. In: *AJS* (83): 1420-1443.
- Hardin, Garrett (1968), The Tragedy of the Commons. In: *Science* (162): 1243-1248.
- Keddie, Nikki R. (1992), Can Revolutions Be Predicted; Can Their Causes Be Understood? In: *Contention* (1): 159-182.
- Krüger, Lorenz (1994), Über die Relativität und die objektive Realität des Kausalbegriffs. In: Weyma Lübbecke (Hg.): *Kausalität und Zurechnung*. Berlin: 147-163.
- Lübbecke, Hermann (1994), Moralismus oder fingierte Handlungssubjektivität in komplexen historischen Prozessen. In: Weyma Lübbecke (Hg.): *Kausalität und Zurechnung*. Berlin: 289-301.
- Lübbecke, Weyma (1994), Handeln und Verursachen: Grenzen der Zurechnungsexpansion. In: Weyma Lübbecke (Hg.): *Kausalität und Zurechnung*. Berlin: 223-242.
- Lübbecke, Weyma (1993), Die Theorie der adäquaten Verursachung. *Journal for General Philosophy of Science* (24): 87-102.
- Mayntz, Renate (1988), Soziale Diskontinuitäten: Erscheinungsformen und Ursachen. In: Klaus Hierholtzer, Heinz-Günter Wittmann (Hg.): *Phasensprünge und Stetigkeit in der natürlichen und kulturellen Welt*. Stuttgart.
- Mayntz, Renate/Birgitta Nedelmann (1987), Eigendynamische soziale Prozesse. In: *KZfSS* (39): 648-668.
- Mayntz, Renate/Fritz W. Scharpf (Hg.) (1995), *Gesellschaftliche Selbstorganisation und politische Steuerung*. Frankfurt am Main.
- O'Donnell, Guillermo/ Philippe C. Schmitter, Laurence Whitehead (Hg.) (1986), *Transitions from Authoritarian Rule: Comparative Perspectives*. Baltimore.
- Pickering, Charles (1984), *Normal Accidents*. New York.
- Pickering, Andrew (1993), The Mangle of Practice: Agency and Emergence in the Sociology of Science. *AJS* (99): 559-589.
- Ragin, Charles C. (1987), *The Comparative Method. Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*. Berkeley.

- Schimank, Uwe/Andreas Stucke (Hg.) (1994), *Coping with Trouble. How Science Reacts to Political Disturbances of Research Conditions*. Frankfurt am Main.
- Schröder, Wilhelm Heinz (1994), *Historische Sozialforschung: Identifikation, Organisation, Institution*. *Historische Sozialforschung*, Beiheft 6.